



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

1913. * Nr. 10

Wolferl.

Die Geschichte der „Entführung aus dem Auge Gottes“.

Von Heinrich Penn. (Fortsetzung.)

Gei, und Sie selbst, Gottlieb Stephanie?“ spottete Schitaneber. „Von sich selbst schweigen Sie ganz? Nun sind Sie es, der sich mit falscher Bescheidenheit drapiert. Sie haben ja bisher schon an die siebenzehn Bühnenstücke des verschiedensten Genres verfaßt; davon ist das Lustspiel ‚Die Werber‘ über alle deutschen Bühnen gegangen. Sogar den ‚Macbeth‘ Shakespeares haben Sie uns mit Ihrer Bearbeitung vermittelt, die entschieden besser ist wie Bretzners verwässerte Bearbeitung des Trauerspiels ‚Romeo und Julie‘.“

„Ich danke für Ihre Anerkennung, Direktor. Und sehen Sie, meine Freunde, da muß man es doch anerkennen, daß Joseph II.

sich für das deutsche Schauspiel in durchaus verdienstvoller Weise einsetzte. Im Jahre 1776 erhob er das von Maria Theresia erbaute Schauspielhaus an der Burg zum k. k. Hof- und Nationaltheater, schied die Oper und das Ballett aus, verlegte dieselben in das Kärtnerthortheater und weihte die erhabene Stätte an der kaiserlichen Burg ganz dem deutschen Schauspiel und der deutschen Schauspielkunst.“

„O, wäre er doch der erlösende Messias für die deutsche Musik geworden!“ jenseit Mozart.

„Geduld, lieber Maestro, urteilen Sie gerecht. Sie wissen doch selbst, wie die Italiener und Spanier alle Welt in ihrem Bann gehalten. Ist's denn in Paris vielleicht anders gewesen? Denken Sie nur an die Kämpfe, welche dort unser genialer Gluck mit seiner Reformoper ‚Iphigenie in Aulis‘ gegen den Italiener Piccini zu bestehen hatte. Der Kampf der Gluckisten und Piccinisten in Paris ist jedem gebildeten Menschen geläufig. Am Ende siegte doch Gluck und vollendete mit ‚Nemida‘ und ‚Iphigenie auf Tauris‘ seinen Triumph. So wird auch in Wien der deutsche Genius und sein deutscher Meister endlich siegen und das wird Amadeus Wolfgang Mozart sein.“

„Bravo, Stephanie“, rief zustimmend Schitaneber, während Mozart dem Sprecher innig die Hand drückte.

„Gott möge es geben!“

„Er wird es geben, Maestro, denn Gott verläßt keinen Deutschen trotz aller Not und Bedrückung. Er hat auch das deutsche Schauspiel in Wien von den Italienern und Franzosen erlöst. Und sehen Sie sich heute die Vorstellungen in unserem Hof- und Nationaltheater an.“

„Hab' sie schon gesehen und war entzückt davon“, rief Mozart begeistert. „O, ich wollte, mein guter Vater und das liebe Mämmel könnten nur einmal dieses hohen Genusses sich erfreuen.“

„Gut gesprochen, Mozart, nehmen Sie also das Gute, wo es zu finden ist. Schon leuchtet uns das Morgenrot der klassischen deutschen Bühnenkunst. Lessings Meisterdramen jesseln das Publikum, der zu den kühnsten Hoffnungen berechtigende Goethe, der große Britte Shale-



Ende des Zapportgletschers mit Quelle des Hinterrheins. (Mit Text.)

peare ergreifen mächtig die deutsche Volksseele. Und dann unsere Darsteller, allen voran der vornehme Schröder, sein genialer Schüler Brockmann, das vorzügliche Ehepaar Jaquet, der Charakteristiker Weiskern und alle die andern — sie bilden den Kern jenes glänzenden Künstlerkreises, der berufen ist, die deutsche dramatische Dichtung, die deutsche darstellende Kunst zu der höchsten Blüte zu bringen, und das Wiener Burgtheater wird seine berühmte Heimstätte für alle Zukunft bleiben!“

„Sie haben recht, Stephanie“, sagte Schitaneber, „es ist ein stolzer Künstlertempel, und mein heißes Streben geht danach, dort auftreten

und meinem Künstlerkreise angehören zu können. Und ich muß ein Gastspiel durchsehen, so wahr ich Schitaneber heiße.“

„Nehmen Sie sich in acht, lieber Direktor“, sagte Stephanie ernst, „bei allem Respekt vor Ihrer schauspielerischen Begabung sage ich doch, suchen Sie sich dort keine Niederlage. Ihr Talent weist Sie auf eine ganz andere Bahn. Ihr Streben muß dahin gehen, der brillante Direktor einer guten Wiener Volksbühne zu werden. Dort ist Ihr Platz, dort werden Sie viele Ehren und reichen Gewinn einheimen.“

„Ja, aber wann, mein Vester? Die Konkurrenz wächst von Jahr zu Jahr.“

„Sie werden dieselbe siegreich aus dem Felde schlagen. Es regt sich allerdings an allen Ecken und Enden der Kaiserstadt, überall macht sich das Bedürfnis nach einer Bühne geltend. Karl Marinelli hat soeben die Konzession für den Bau eines Theaters in der Leopoldstadt erhalten und da soll mit La Roche als „Kasperl“ wieder eine Art Hanswurst einziehen, allerdings in regulären Komödien. Auch in der Josephstadt macht sich großes Interesse für ein bodenständiges Theater geltend und beabsichtigt Karl Maier, sich um die diesbezügliche Konzession zu bewerben.“

„Und ich soll warten, bis alle Vorstädte theatralisch versorgt sind?“ meinte ungeduldig der Theaterdirektor.

„Das sollen Sie nicht, lieber Schikaneder, Sie werden den richtigen Platz, die richtigen Stücke, das richtige Genie finden, das Sie brauchen, um glänzend zu siegen. Und lassen Sie einen Poeten nun auch zum Propheten werden“, jagte Stephanie jetzt feierlich. „Wie wir drei jetzt beisammen sitzen, so sage ich Ihnen ahnungsvoll: durch das große Genie unseres teureren Meisters hier werden Sie, Schikaneder, werde auch ich bescheidener Komödienschreiber zu Ehren gelangen, sein Genie wird unsere schwachen Schöpfungen mit seiner ewigen Musil verklären und dadurch auch unsere Namen der Nachwelt übermitteln. Und darauf, meine Freunde, stoßen wir an aus dem vollsten Herzen heraus.“

Die Gläser klangen harmonisch zusammen und über Mozarts ausdrucksvolles Gesicht flog der helle Sonnenschimmer des Glückes und der Freude. Sein Auge leuchtete auf und seine Lippen lästerten jelig: „Konstanze!“

3.

Konstanze! Manq das nicht wie eine Verheißung?

Als Mozart in seine Wohnung, die damals in der Wipplingerstraße im Hause „Zum Stoß im Himmel“ sich befand, zurückgekehrt war, übergab ihm seine Wittin einen zierlichen Brief, der mit der „Klepperpost“ gekommen war. Der junge Mann dachte zuerst, es sei ein Billetdoux von seiner Konstanze. Als er jedoch den Umschlag geöffnet hatte, fand er darin eine Einladung von seiner Gönnerin, der Baronin Waldstätten, die in der Leopoldstadt wohnte und ihn für den nächsten Tag um so bestimmter zu sich entbot, als sie ihm sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Diese Einladung darf uns nicht wundernehmen, denn der Komponist und glänzende Klaviervirtuose erfreute sich einer Reihe hoher und einflußreicher Gönner, die ihm auch — wie wir sehen werden — von Nutzen sein sollten.

Dazu gehörte auch Fürst Dohnowsky, ein Schwiegersohn der Gräfin Thun — die einst mit den Fürstinnen Liechtenstein, Schwarzenberg und Lobkowitz zu jenem Kränzchen edler, hochgebildeter Frauen zählte, bei denen Kaiser Joseph einige Male in der Woche ohne jedes Zeremoniell erschien und seine Abende angenehm zubrachte — dann die Barone Jaquin, Gemmingen und Buchberg, Ritter von Bey und andere, besonders aber die erwähnte lebenswürdige Baronin Waldstätten, eine enthusiastische Musikfreundin.

Mozart besuchte sich daher, in der Mittagsstunde des nächsten Tages der Einladung Folge zu leisten.

Die feingebildete Dame empfing den Musiker in ihrem exquisiten Heim und man sah ihrem lebhaft geröteten, lieblichen und weichen Gesichte die Freude an, ihrem Gaste, dessen Ringen und Sorgen sie kannte, endlich eine freundige Nachricht überbringen zu können.

„Den Klopj in die Höhl, Meister Amadeus!“ rief sie feierlich. „Betrachten Sie mich als Ihre Niuse, denn als solche werde ich sogleich vor Ihnen erscheinen.“

„Ach, ein Engel sind Euer Gnaden ja immer gewesen“, replizierte Mozart galant.

Sie lachte schelmisch.

„Aber heute kein Engel aus der Holzkammer, wie die Wiener sagen, sondern einer aus der Antikammera Seiner Majestät, des römisch-deutschen Kaisers.“

Befremdet trat der junge Mann zurück.

„Gnädigste Frau Baronin, das soll heißen?“

„Das soll heißen, daß Joseph II., von Musikemern wiederholt aufmerksam gemacht, den Wunsch nach einer deutschen Oper von Mozart für das Wiener deutsche Singpieltheater ausgesprochen hat.“

„Oh, welches Glück! Aber der Konbonnieri wird es wieder zu hintertreiben versuchen.“

„Sobon möglich, aber der Intendant der kaiserlichen Hoftheater, Graf Rosenberq, ein verständiger, unbefangener Mann, hat von Ihren Freunden und Gönnern, lieber Meister, manuhörlich gedrängt — kurz resoliert den „Idomeneo“ sich privatim vorführen lassen und wurde von dem Werke so eingenommen, daß er dem Kaiser sofort den günstigsten Bericht erstattete.“

„Euer Gnaden“, rief Mozart mit fliegendem Atem, „und was hat derselbe beschloffen?“

„Joseph II., den Gott uns noch lange erhalten möge, hat — freuen Sie sich mit mir — den Auftrag zur Verfaffung eines Textbuches für Sie, lieber Meister, gegeben, für eine deutsche Oper also, die Amadeus Wolfgang Mozart komponieren soll.“

„Viktoria!“ rief der junge Mann und bedeckte die feinen, weißen Hände der Baronin mit glühenden Küffen.

„Alles andere werden Sie beim Grafen Rosenberq selbst erfahren, zu dem Sie sich morgen zur Audienz begeben sollen. Meine Mission ist zu Ende, jetzt eilen Sie zu Mademoiselle Weber, damit sie an Ihrem Glücke teilnehme.“

Das brauchte die Baronin nicht zweimal zu sagen, mit beflügelten Schritten eilte der Glückliche, nachdem er sich dankbarst empfohlen hatte, aus der Leopoldstadt über die Schlagsbrücke durch die Rotenturmstraße nach dem kleinen Plage in der inneren Stadt, welcher — die Peterskirche umkreisend — „Am Peter“ hieß und wo in dem Hause, beschildet „Zum Auge Gottes“, Frau Weber wohnte. Konstanze befand sich gerade allein in der Küche, mit fliegendem Atem hatte der überglückliche Meister das Mädchen von allem unterrichtet und die Seligheit der Liebenden war ohne Grenzen.

Der Intendant der kaiserlichen Hoftheater, Graf Rosenberq, empfing den jungen Komponisten sehr wohlwollend, sagte ihm Schmeicheles über die Musik zum „Idomeneo“, und teilte ihm dann den Auftrag seines kaiserlichen Herrn mit.

Nun galt es, ein passendes Textbuch zu schaffen. Der berühmte Hofchauspieler Schröder, der zuerst mit der Auswahl eines solchen betraut wurde, hatte dabei keine glückliche Hand.

Da erinnerte Mozart sich des Abends im Komödienhause, wo Stephanie ihm versprochen hatte, falls er einen Operntext benötigten sollte, einen solchen zu verfassen.

Der junge Mann eilte daher zu dem Schauspieler und teilte ihm sein Anliegen mit.

„Sehen Sie, Meister“, jagte Stephanie befriedigt, „meine Prophezeiung beginnt in Erfüllung zu gehen. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück. Jetzt aber lassen Sie mir nur einen Tag Zeit, damit ich mir die Sache genau überdenke.“

Schon am nächsten Tage erschien er bei Mozart.

„Ich bringe gute Nachricht“, rief er beim Eintritt in die Stube. „Da hat der Lustspielsdichter Brexner in Berlin für den dortigen Komponisten André einen Operntext, Belmonte und Konstanze verfaßt, der — natürlich mit der nötigen Umarbeitung — für Sie ausnehmend passend erscheint. Das Buch ist zwar schon komponiert und die Oper in Berlin auch aufgeführt worden, jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Diesen Text nun hoffe ich für Sie, lieber Meister, zu einem sehr brauchbaren Opernbuch umarbeiten zu können, und Sie werden mir dabei selbstverständlich mit Ihren Wünschen, Andeutungen und Rathschlägen treulich zur Seite stehen.“

Das Sujet gefiel sowohl dem Grafen Rosenberq, wie auch dem Komponisten, und so ward Stephanie mit der Umarbeitung betraut, wobei jedoch Mozart den größten Einfluß auf die Neugestaltung nahm.

Am 1. August 1781 war die Dichtung fertiggestellt und führte nun den Titel: „Belmonte und Konstanze oder die Entführung aus dem Serail.“ Mozart war Feuer und Flamme, im Plane komponierte er gleich den ersten Akt und spielte und sang ihn seiner Konstanze vor. Wie da alles lebte, quoll, pulste und glühte! So gleich die berühmte Arie des Belmonte:

„Konstanze, dich wieder zu sehen, dich O, wie ängstlich, o wie feurig, Klopft mein liebevolles Herz! Und des Wiedersehens Zähre Lohnt der Trennung bangen Schmerz, Schon zitt'r ich und wankte, Schon zag' ich und schwante; Es hebt sich die schwellende Brust! —	Ist das ihr Vorspiel? Es wird mir so bang! War das ihr Seufzen? Es glüht mir die Wange! Täuscht mich die Liebe? War es ein Traum? O wie ängstlich, o wie feurig, Klopft mein liebevolles Herz!“
---	--

„Und jetzt, Stanzi“, rief Mozart und sprang vom Spinet auf, „jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich ernstlich mit deiner Mutter sprechen will.“

„Glaubst du wohl, Wolfert?“

„Jetzt muß sie ja sagen, da gibt's kein Nein, denn ich kann ohne dich nicht leben, Stanzi!“

„Du guter, lieber Schatz!“

Die Gelegenheit zu einer Aussprache ergab sich auch sofort, denn Frau Weber kam soeben heim. Mozart nahm die Gelegenheit beim Schopfe und warb um die Hand Konstanzens.

„Sie hat das beste Herz der Welt“, schloß er, „sie liebt mich, ich liebe sie; beste Frau Weber, sagen Sie ja, denn eine bessere Frau könnte ich mir nicht wünschen.“

„Aber Sie, Herr Mozart“, fragte Frau Weber vorichtig, „können Sie wohl eine Frau erhalten?“

„Gewiß kann ich's. Die Verhältnisse stehen jetzt ganz anders wie früher. Ich komponiere eine Oper im Auftrage des Kaisers Joseph, das bricht mir in Wien die Bahn zum Erfolge. Dazu arbeite ich sehr fleißig in der Klavier- und Kammermusik.“

„Ich weiß wohl,“ sagte Madame Weber bedächtig, „daß Sie auch sonst ein ehrenwerter Mann sind, aber bevor ich meine Einwilligung zu der Verbindung gebe, wollen wir erst die Ausführung der Oper abwarten.“

Mozart war starr. Aber sie ging davon nicht ab und das Liebespaar mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben.

So arbeitete denn Mozart rastlos und schon am 22. August war der erste Akt der Oper fertig. Sein Geist war so erheitert, daß er mit größter Freude zum Schreibtisch eilte und oft bis ein Uhr nachts davor sitzen blieb. Denn die Oper sollte anlässlich des Besuchs des russischen Großfürstenpaares und des Herzogs Ferdinands von Württemberg mit der Prinzessin Elisabeth, der Braut des jungen Erzherzogs Franz, zur ersten Aufführung gelangen.

Freudlich lachte dem Liebenden die Zukunft, sonnig war sein Gemüth und wenn er des Morgens auf der Bastei seinen Spaziergang machte, trällerte er selig das Lied Desmins:

„Wer ein Liebchen hat gefunden,
Die es treu und redlich meint,
Lohn' es ihr durch tausend Küsse,
Mache ihr das Leben süße,
Sei ihr Tröster, sei ihr Freund.
Trallalera, Trallalera.“

Ihr unvergeßlichen Basteien, die ihr den inneren Kern der alten Kaiserstadt im gewaltigen Bogen umkrümmet, mit dem köstlichen Wasserglacié zwischen dem Carolinen- und Stubentor, was für beliebte, vielbesuchte und allen so nahe gelegene Promenade botet ihr doch unseren Vätern und Müttern! Kaiser Josef II. hatte den prächtigen Bogen dieser Umwallung mit Kastanien- und Nuzienbäumen bepflanzen lassen, das bußete, atmete, hauchte und rauschte! Besonders im prangenden Frühling. Dazu der entzückende Ausblick von den hochragenden Baumwegen über die grünen Wiesen und Alleen des Glacié, dann zu jenen in blauen Düste schwebenden Höhen, wo Döbling, Grinzing und Ruzdorf lagen, und die beiden Schwesterköpfer auf dem Leopolds- und Kahlenberge mit ihren alten Erinnerungen und verflungenen Sagen herabwinkten; — dann wieder auf der Seite gegen den Donaukanal zu der lohnende Überblick über die ragenden Baumkronen des Praters und die weiten, in die Ferne sich streckenden Auen, begrenzt vom breiten Silbergürtel des gewaltigen Donaustromes.

Die Basteien gingen den alten Wienern über alles und wie wechselvoll waren die Besucher derselben! Am frühesten Morgen kamen die zärtlichen Hausnechte, Kutsher und Keitnechte mit den geringeren Dienstmädchen aus den vornehmen und bürgerlichen Häusern; später die Läufer, Lakaien, Jäger, Leibhusaren, Handwerksgehilfen mit Köchinnen, Stubenmädchen, auch geringeren Bürgerstöckern; zwischen acht und neun Uhr erschienen die Trinker der Mineralwässer, dann Bürgerfrauen, kleine Beamte, Künstler, Studenten; nach zehn Uhr sah man schon feinere Damen und Herren — und von halb zwölf bis gegen zwei Uhr waren die Basteien die Promenade der Personen aus den höchsten Klassen.

Und erst der Abend, ein herrlicher Sommerabend mit all dem Wolzauber der Natur, dem Glanz der Beleuchtung im Kaffeehause auf dem Paradeplatze (den Josef II. auf dem unmittelbar vor der Burg gelegenen Navelin, „der Spanier“ hatte herstellen lassen), mit dem Melodienreiz der Harmoniemusik, der Kleiderpracht der exquisit geputzten Damen und Herrn der vornehmen Gesellschaft, mit all der berückenden Schönheit der Wienerinnen von damals.

Das lachte und scherzte, plauderte und schäkerte, lebte und lichte durcheinander, saß auf strohgeflochtenen Stühlen und Bänken um das Kaffeehaus herum oder promenierte zwischen ihnen hindurch, die Basteien hinauf und hinab, umschwärmt von courtmachenden Auktern, lauschend den Klängen der Musik, sich erquickend in der lauen, immer etwas bewegten Abendluft.

Denn die Basteien waren an solchen Abenden der Sammelplatz der feinen und vornehmen Welt und selbstverständlich auch jener der Schönegeister, die nach ihrem Alter und Temperament dort saßen oder promenierten, Studien machten, Anregung suchten, wohl auch Lob aus schönem Munde über die neuesten Kinder ihrer Muse erwarteten und quittierten. Das dichtende, komponierende, malende, aber auch kritisierte und spottende Wien war hier in bunter Reihe vertreten, schlürzte den braunen Koffbraun oder aß das erfrischende Eis, las die allerdings damals noch sehr spärlichen Zeitungen, rauchte die wohlduftende Zigarre oder die silberbeschlagene Tabakspfeife dazu, schaukelte sich behaglich im Strohsessel oder beobachtete mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen seine Umgebung, das ewig kaleidopskisch wechselnde Bild.

Da spottete lebhaft der noch junge Schelm Alois Blumauer,

dessen erste Gedichte eben erschienen waren und dessen Parodie der „Aneide“ schon ein paar Jahre darauf kein geringes Aufsehen machte. Neben ihm stand der ihm an Jahren gleiche edle Dichter Mzinger und unterhielt sich mit dem anspruchlosen, trotz seiner Jugend gefesteten Satiriker und dramatischen Autor Matzky, während hinter ihnen der nervös bewegliche, ewig hüffelnde Poet Leon unaufhörlich mit seinem Stuhle herumrückte und dem unansehnlichen, allzuletzt blickenden Hachka (später Verfasser des ersten Textes der von Haydn komponierten, ewig schönen Volkshymne) seine Leidensgeschichte erzählte. Abseits von den Genannten, in die Lektüre einer Zeitung vertieft, saß ein Offizier im besten Mannesalter in der Oberstenuniform, mit dem Stempel der Bedenkenhaft auf dem Antlitz. Das war Kornelius von Ehrenhoff, ein dramatischer Dichter von großem Ruf, auf dessen hervorragende Arbeiten der „Wundergraf von Roswald“, der geniale Graf Hodis, sogar Friedrich den Großen wiederholt aufmerksam gemacht hatte.

Jetzt erschienen zwei sehr distinguiert aussehende Persönlichkeiten, die von allen ihnen Begegnenden achtungsvoll begrüßt wurden, der geniale Sonnensfeld, der „Mann ohne Vorurteil“, wie er nach dem Titel der von ihm herausgegebenen Zeitschrift genannt wurde, im ernstesten und angeregten Gespräche mit einem stattlichen, hochgewachsenen General, dem Prinzen von Ligne, den geistreichen Bonmotisten mit französischem Esprit, dessen Wis allezeit ins Schwarze traf und überaus gefürchtet war. Er schoß auch sofort seine nie fehlenden Pfeile ab, und sie trafen sowohl die Schönegeister wie auch die geistreichen Schönen.

Arm in Arm wandelten weiters zwei voneinander doch so verschiedene Männer durch die Alleen. Der erste derselben, ein Vierziger von exzentrischem Aussehen, war der Denker, Philosoph und Philanthrop Armand Berghofer, der sich selbst als Naturmenschen bezeichnete und von dem berühmten Wieland der „österreichische Rousseau“ genannt wurde. Er konnte als Verkäufer der Sozialisten gelten und lebte in Dürftigkeit, nachdem er seine Stelle als Schuldirektor aus eigenem Antriebe und mit folgendem Gesuche niedergelegt hatte:

„Erzelenzien und Gnaden!

Ich bitte um die Erlaubnis, daß ich aufhören darf zu sein
Ihr gehorsamster Diener
Armand Berghofer.“

Er ließ mehrere seiner Werke unter dem Titel „Verbotene Schriften“ im Auslande drucken.

Sein ihm befreundeter Begleiter, ein älterer, aber noch immer sehr rüstiger, großer Mann, war der weltberühmte einstige „Gefangene von Magdeburg“, Friedrich Freiherr von der Trenk (der Vetter des gleichnamigen Pandurenführers), dessen Lebensbeschreibung eine unerhörte Sensation hervorgerufen hatte und in keinem der höchsten wie der ärmsten Häuser fehlte. Ein Malcontenter wie Berghofer, hatte diese gemeinsame Eigenschaft die beiden zusammengeführt und sie bildeten das überall bekannte Schimpfduett:

Rastor und Polluz jederzeit
Eins in der Unzufriedenheit.

Auf einer von dem Gewühle der Besucher abseits liegenden Bank saßen zwei sonderbare Gestalten bei je einem Glase Zuckerwasser. Der eine von etwas verwaorlostem Aussehen war der Bücherantiquar Klopstock, der leibliche Bruder des „Messias“-Sängers, der andre von sehr ordinärem Aussehen der Kunsthändler Böscherkohl vom „Kohlmarkt“, ersterer ein Sonderling, letzterer ein Glückspilz und industriöser Kopf, für das damalige Wien die Zeitungsschau in Bildern, indem er Bulletins aller geschichtlichen Ereignisse sofort, wenn auch jämmerlich illustriert, vor seinem Laden ausstellte. Besonders merkwürdig waren seine satirischen Bilder sowie die Aufschriften dazu, sie fanden wegen ihrer Aktualität starken Absatz im Publikum.

Auch Theatergrößen fehlten in dem Kunterbunt auf den Basteien nicht. Calieri ließ sich sehen und bot den Damen lächelnd seine ewig gefüllte Bonbonbüchse, italienische Sänger und Sängerinnen spazierten mit einem Plomb daher, als wären sie die Wunder der Welt, berühmte Schauspieler des Burgtheaters naheten im Kothurnschritt, ihrer großen Wichtigkeit sich bewußt, Ballettgrößen tänzelten daher und sandten nach allen Seiten ihre Augenblicke.

„Ah, da erscheint Frau Musik in ihrem besten Jünger“, rief Baron Raquin zur Frau von Vesj und begrüßte den Neuankommenden.

Mozart war es, der mit dem damals etwa fünfzigjährigen Albrechtsberger, dem Meister im Kontrapunkt und Generalbass und späteren Hoforganisten, von der Bastei kam und nach einem respektvollen Gruße gegen die oben Genannten sich sofort in das Billardzimmer des Kaffeehauses begab, denn der junge Mann liebte es, einige Partien auf dem Billard zu spielen, auf welchem er ebenso Meister war wie auf dem Spinett, so daß ihm kein Partner nur selten eine Partie abzugewinnen vermochte. Nach vollendetem Spiele mißachte er sich mit Albrechtsberger wieder unter die Menge.

Da entstand von der Seite der Burg her eine lebhafte Bewegung, alles drängte hinzu. „Der Kaiser!“ ging es durch die Reihen der Leute.

Joseph II. war es in Wirklichkeit. Er liebte es, an schönen Sommerabenden mit dem General Lacy, seinem alten Lehrer und Freund, einen Rundgang über die Bastionen zu machen.

Freundlich nach rechts und links grüßend, blieb er plötzlich vor Klopstock stehen. „Wie geht es Ihrem berühmten Bruder?“ fragte er leutselig.

Der Gestragte verneigte sich respektvoll und antwortete: „Er kommt sich im Strahle von Eurer Majestät Günst.“

„Nein, nein,“ sprach der Kaiser lächelnd, „da könnte er sich gar die Augen verderben und die braucht er, um der deutschen Nation noch manches schöne Werk zu schenken.“

Der gefeierte Verfasser des „Messias“ hatte nämlich Kaiser

Joseph II. seine „Her-
mannschlacht“ dediziert
und wurde von diesem
mit einer kostbaren Uhr
und seinem in Diaman-
ten gefaßten Bild geehrt.

Zur Weitererschreiten
ließ der Monarch auf
einen stramm und dabei
distinguiert aussehenden
Mann. Das war Herr
von Kempelen, ein me-
chanisches Genie. Einige
Jahre zuvor hatte dieser
eine Sprechmaschine
konstruiert, die aus ei-
nem mächtig großen Sta-
ben bestand, aus dem
man die Stimme eines
etwa vierjährigen Kin-
des vernahm, die Aus-
sprache jeder Silbe war
ausnehmend deutlich
und machte das Kunst-
werk großes Aufsehen.

„Ei, Herr von Kempe-
len,“ sprach ihn der Kai-
ser an, „suchen Sie hier
eine neue Stimme für
Ihre Sprechmaschine?“

„Nein, Majestät, aber
einen Platz im Stadt-
graben zur Aufstellung
meiner Dampfmaschine
zum Drahtziehen und
andererseits auch zur För-
derung von Kanalbau-
ten, für welche ich mir
von Allerhöchstdenelben
ein Privilegium erbitte.“

„An mir soll's nicht
fehlen, lieber Kempelen,
Sie sind ein Genie, auch
Ihre Sprechmaschine er-
regt allenthalben die
größte Bewunderung.“

Er nickte dem Mecha-
niker gnädig zu. Da ge-
wahrte er Mozart und
winkte ihm lebhaft mit
der Hand.

„Unser Maestro sucht wohl bei den Nachtigallen Melodien für
seine Oper?“ fragte er freundlich.

Mozart verneigte sich ehrfurchtsvoll.

„Nun, was ist's, Mozart?“ jagte der Kaiser leiser zu ihm.
„Was hatten Sie von meiner Sonate, die ich Ihnen zur Durch-
sicht übergeben habe? Sagen Sie's mir rund heraus, tangt sie
etwas oder nichts?“

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Kanzlist.

Von A. W. Erlepp. (Kanzler verboten.)

Wenn man den Kanzlisten Weise fragte: „Wie geht's?“ so
lautete die Antwort regelmäßig: „Schlecht.“ Menner be-
haupteten, er hätte bereits am Tage seiner Geburt, als seine Groß-
mutter die Wöchnerin fragte: „Wie geht's?“ geantwortet: „Schlecht!“
Seitdem er, der einen vorzüglichen Kaufmann abgegeben hätte,

Beamter geworden war, ging's ihm doppelt schlecht. Das Gehalt
reichte am ersten Dienstage nicht, und es reichte nach zwanzig
Jahren genau so wenig. Und wenn mal wieder eine angetändigte
Gehaltsaufbesserung zu Wasser geworden war, erklärte er Vor-
gesetzten, Mitarbeitern und Untergebenen gegenüber in entsetzungs-
vollem Tone: „Dann müssen wir eben weiter hungern.“

Fast hätte man ihm das glauben mögen; denn er war lang
und hager, als hätte er sich in seinem Leben noch nie satt gegessen.
„Sie sind zähe, die Dürren sind immer zähe“, sagte sein Vor-
setzer zu ihm.

„Um Gottes willen, ich bin krank, schwer krank; nur mit An-
bietung aller Kräfte erhalte ich mich noch aufrecht“, antwortete er,
und ein leidender Zug trat in sein Gesicht. „Sie glauben gar nicht,
wie ich an Kopfschmerzen, Schwindelanfällen und Dusewöl-
leide... Ja, ich bin krank.“



Das große Geheimnis. Von Menner v. Bremen. (Mit Gedicht.)
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Sie haben recht“,
unterbrach ihn sein Vor-
gesetzter, und Weise, der
sonst einen sehr intell-
genten Eindruck machte,
sah ihn verständnislos
an; er wußte nicht, wie
er sich die Antwort aus-
legen sollte.

„Sie meinen?“ fragte
er darum hörend an.

„Daß ich es wirklich
nicht glaube.“

Seit dem Tage hatte
der Kanzlist Weise sei-
nen Vorgesetzten. --

Kopfschmerzen und
Rheumatismen sind zwei
sehr beliebte Krankhei-
ten. Zwar wer sie hat,
wünscht sie zum Teufel;
wer sie aber nicht hat,
der liebt sie, weil er
weiß, jeder Arzt beschei-
nigt ihn, er habe sie.
Er bescheinigt es, weil
er es glaubt, nicht weil
er es weiß.

Der Arzt glaubte es
auch dem Herrn Kan-
zlisten Weise und schrieb
ihm zunächst einmal vier
Wochen krank. Weshalb
sollte er es nicht? Der
„Kranke“ sah ja aus wie
ein wirklicher Spitaler!

„Sie müssen nicht so
viel in der Stube hocken,
sondern sich täglich Be-
wegung in frischer Luft
machen“, verordnete der
alte Sanitätsrat. „Luft,
Licht und Wasser sind
drei Heilfaktoren.“

Der Kanzlist dankte
und ging.

Als gewissenhafter
Patient fuhr er jetzt je-
den Tag hinaus in die
Vororte, durchstrebte
Wälder und Felder, sah

sich die Häuser an und hatte einen aufmerksamen Blick für ihre
Umgebung, prüfte das weite unbebaute Terrain und las mit ge-
ößer Andacht die Ankündigungen der Terräingeseellschaften. Mit
einem Wort: Kanzlist Weise lebte genau nach der Vorschrift des
Arztes, bewegte sich viel in frischer Luft und zerstreute sich. Ja,
er trieb das alles mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß er abends
todmüde war und kaum noch mit Andacht die Anzeigen über
Grundstücksverkäufe in seinem Blatt zu lesen vermochte.

Als er sich nach Ablauf der vier Wochen zum zweiten Male
untersuchen ließ, stellte der Arzt eine Gewichtsverminderung von
drei Pfund fest, empfahl mehr Ruhe und gab weitere vier Wochen.

Der Kranke befolgte aufs genaueste die neuen Anordnungen
des Arztes. Er machte seltener Ausflüge nach außerhalb; sah mehr
dahin, las und rechnete oder machte Gänge innerhalb der Stadt.

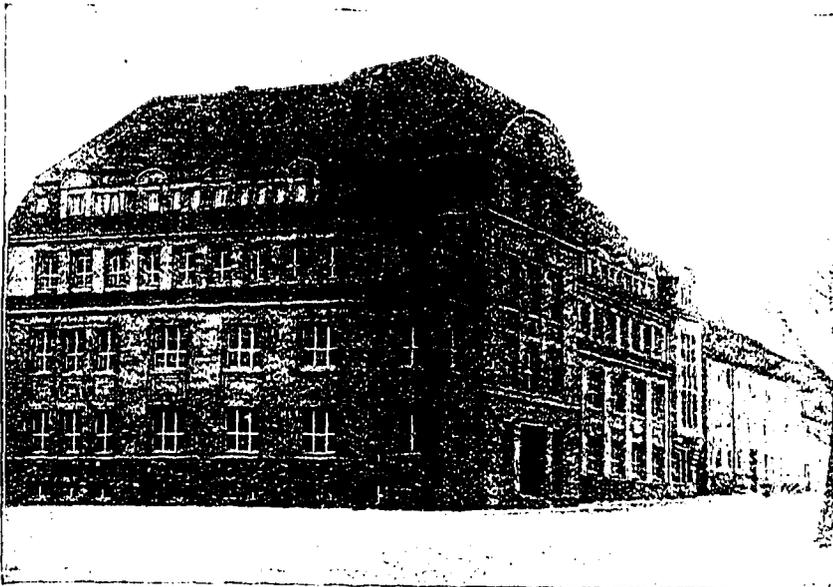
Als auch die zweiten vier Wochen vergangen waren, stellte der
Arzt eine Besserung und eine kleine Gewichtszunahme fest.

„Sie sind etwas blutarm. Landaujenhalt und leichte Gartenarbeit würden Ihnen sicher gut tun. Es ist ja schwer, in der Nähe der Großstadt so etwas zu bekommen...“

„Mir ist nichts zu schwer, wenn es sich um meine Gesundheit handelt“, erklärte Weise, und ein feierlicher Ernst lag auf seinem Gesicht. „Wohl ist das Gehalt gering und das Leben teuer; aber wenn es sein muß... Denn wenn ich stirbe, ginge es ja meiner Familie nur noch schlechter.“

Der Sanitätsrat erwiderte nichts, in Gedanken aber erwägte er bereits seine ursprüngliche Honorarforderung.

Auch die weiteren vierzehn Tage wandte Weise ganz im Sinne seines Arztes an. Er hatte auf seiner Wanderung manch schönes Terrain gesehen, das eine gesunde Lage hatte, billig war und voraussichtlich einmal teuer wurde. Jetzt ging er hin und kaufte — der Arzt verlangte es. Ja, in Besorgnis um seine Gesundheit kaufte er nicht bloß eine Parzelle, er kaufte deren gleich vier. Zwei lagen im Walde und trugen noch alte märkische Kiefern; zwei lagen auf freiem Felde. Die einen gaben Schatten, die andern boten Sonne. Hier konnte man Sonnenbäder nehmen und dort Schutz suchen vor



Das neue Stadtmuseum in Bannau. (Mit Text.)

allzu brennenden Strahlen. Der Kanzlist Weise schmunzelte — als keiner zugegen war — und ging dann heim mit dem guten Gewissen eines Mannes, der alles getan, seine Gesundheit und damit sich seiner Familie und vor allem dem Staate zu erhalten.

Nach zehn Wochen Krankheit durfte er endlich wieder in den Dienst gehen.

„Wie geht's?“ fragten die Kollegen.

„Schlecht“, war die Antwort. „Ich habe mich ja etwas erholt; aber ich muß mich noch sehr schonen. Der Arzt

„Herr Weise“, sagte der Vorsteher am Nachmittag, „legen Sie ein Gesuch um Unterstützung vor; ich werde es warm befürworten.“

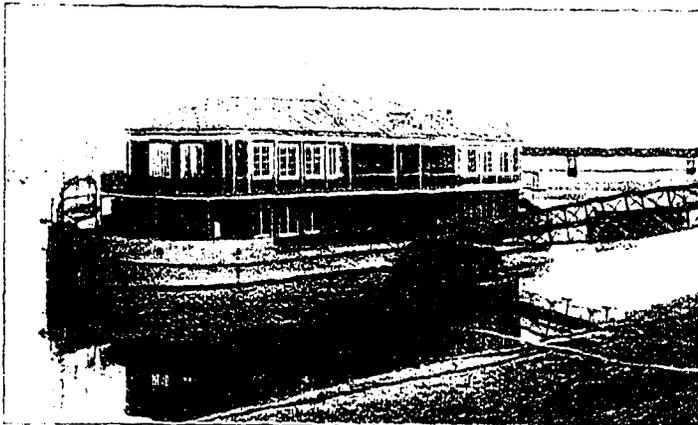
Der Kanzlist sah seinen Chef mit einem dankbaren Blick an, dann sagte er feierlich: „Wenn Sie meinen. Es fällt mir aber unfähig schwer, meine gesamten Verhältnisse bloßzulegen.“

„Ich kann es Ihnen ja nachfühlen“, erwiderte der Vorsteher mit Wärme. „Früher dachte ich ja mitunter, Sie übertrieben; aber wenn der Arzt Ihnen zehn Wochen gibt —“

Ein halb schmerzlicher, halb dankbarer Blick Weises war die Antwort.

Am anderen Tage gab der Kanzlist sein Gesuch um Unterstützung ab. Die Rechnungen hatte er, soweit er welche hatte, beigelegt; außerdem waren in dem Gesuch noch achtzig Mark „unbelegte“ Ausgaben aufgeführt, darunter für vier-

zig Mark Hämatozen. Trotzdem er es täglich genommen hatte und über ein vorzügliches Gedächtnis verfügte, war er über die Schreibweise doch im Zweifel. Von der Verpackung, auf der der



Schwimmende Speisehalle. (Mit Text.)

Name hätte stehen können, befand sich nichts in seiner Wohnung; es hatte sich auch nie etwas darin befunden. Bald hätte er „Somatose“ eingelegt, wäre sein Auge nicht zufällig auf das Wort im



Raymond Poincaré,

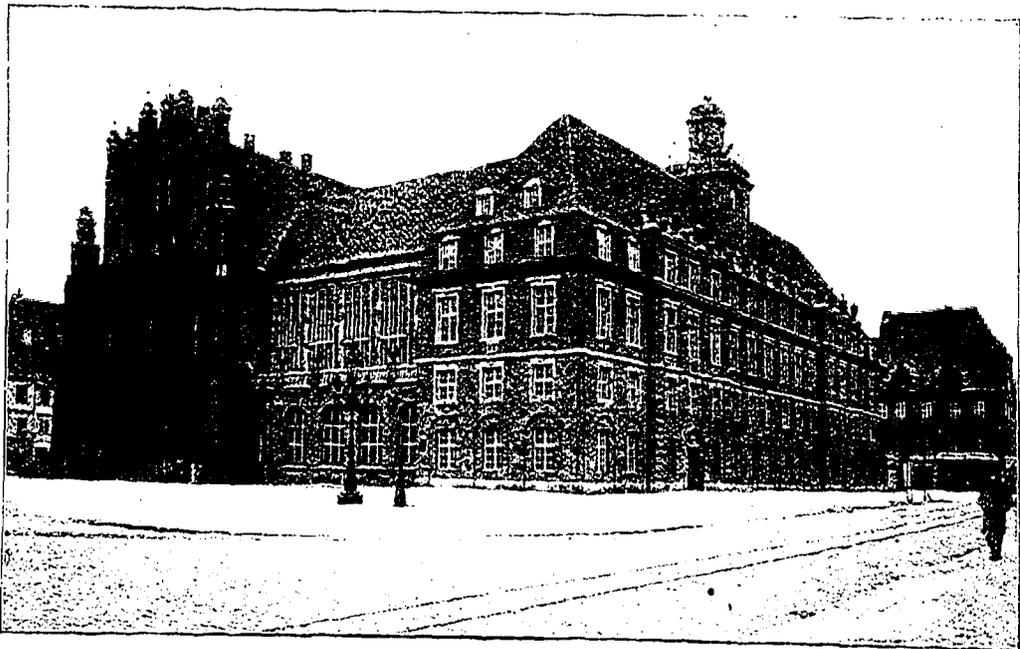
der neue Präsident von Frankreich. (Mit Text.)

hat mich nur ungern gesund geschrieben, doch Sie wissen ja: ein ordentliches Arbeitspferd fühlt sich am wohlsten in den Selen. Und dann — die Kosten! So eine Krankheit reißt ja ungemein bei dem kleinen Gehalt dermaßen rein, daß man sich erst nach Jahren davon wieder erholt. Arzt und Apotheker, Ausflüge nach außerhalb und nahrhaftes Eisen... Nun,“ fuhr er mit ungestörter Stimme fort, „ich darf gar nicht daran denken. Und nun verheiratet und...“

Er brach ab, als ob ihm der ganze Jammer erst jetzt voll zum Bewußtsein käme und ihn ganz überwältigte.

„Die Frau leidend und das Kind nein, ein Beamter in unserm Stand sollte überhaupt nicht heiraten.“

Darauf ging er unvermittelt an seinen Arbeitstisch, als hoffte er in der Arbeit alles Leid ertränken zu können.



Das neue Rathaus in Frankfurt an der Oder. (Mit Text.)

Anzeigenteil seiner Zeitung gestoßen. Er haßte die Lüge. Aber größer als sein Haß war noch sein Gehorsam. Der Vorsteher hatte ihm befohlen, ein Unterstützungsgesuch einzurichten, also mußte er gehorchen. Hat er um Unterstützung, so mußte er aber auch sein Gesuch begründen: er mußte bekunden, kein Vermögen zu haben und keine Verwandten zu besitzen, die ihn vielleicht unterstützen oder ihm etwas hinterlassen würden. Er schrieb das alles hin — die Behörde verlangte es, und Gehorsam war in seinen Augen die oberste Beamtentugend.

Und sein Gehorsam wurde belohnt; die Behörde gab ihm hundert Mark als außerordentliche Unterstützung. —

Wenn der Mensch erst ein Leiden hat, so kommt er meist nicht wieder davon los. Die Kunst der Ärzte besteht nicht im Heilen, sondern im Vorbeugen, allenfalls im Mildern. Das erfuhr auch der Herr Kanzlist an sich. Seine Kopfschmerzen traten mit der Zeit wieder heftiger auf, und wenn er sich auch überwand, endlich mußte er ihnen doch nachgeben.

„Ich gehe meiner körperlichen und geistigen Auflösung entgegen“, erklärte er, und sein Gesicht sah aus wie das eines Mannes, der bewußt mit dem Leben abgeschlossen hat. „Der Verfall ist kaum noch aufzuhalten. Ich möchte nicht, allein der Arzt will es: ich muß wieder dem Dienst fernbleiben.“

Der Arzt fand zwar nichts Besonderes an seinem Patienten: allein wenn einer blaß und hager ist, dann tut ihm sicher ein längeres Ausspannen gut; Weise spannte also mit ärztlicher Genehmigung zum zweiten Male aus.

„Sie wissen ja Bescheid“, sagte der Sanitätsrat, „mit Medizin ist da nichts anzufangen; Luft und Sonne müssen alles allein machen.“

„Luft und Sonne“, wiederholte der Kanzlist und fuhr hinaus auf seine Parzellen, um sie einzuzäunen, kleine Lauben zu erbauen, zu graben, zu säen und zu pflanzen. Er tat dies mit solchem Eifer, daß ihn nachts der Schlaf loh, weil ihm seine Pläne durch den Kopf gingen, weil ihn immerfort die Maße der Lauben und Beete beschäftigten. Er fühlte sich ganz elend, aber er schaffte weiter: denn der Arzt hatte ihm gesagt: „Luft und Sonne, Bewegung im Freien und Gartenarbeit.“

Der alte Sanitätsrat schüttelte den Kopf, als sich ihm sein Patient nach vier Wochen vorstellte. Zwar die Wangen waren geräunt, aber in den Augen flackerte es unruhig, und der alte Herr glaubte es ohne weiteres, daß der Kanzlist nicht schlafen könnte.

„Sie haben sich gewiß übernommen“, sagte er freundlich. „Beachten Sie ja: leichte Gartenarbeit! Und dann reichliche Ruhepausen!“

Gehorsam folgte der Patient, wenn es ihm auch schwer wurde; denn es war erst eine Laube fertig. Allein die Gesundheit ging vor. So warf er sich wieder auf das Studium der Zeitungen, verkaufte eine seiner eingerichteten Parzellen und kaufte in anderer Gegend eine neue. Er gewann dabei dreitausend Mark.

Das gab seinem Leibe und seinem Geiste neue Spannkraft; er wurde nochmal wieder dienstfähig.

Seine Kollegen bedauerten sein Leiden; sein Vorsteher beschäftigte ihn mit leichterer Arbeit, und seine vorgesetzte Behörde gab ihm, als sie die bewegliche Klage von seiner Notlage gelesen hatte, wieder hundert Mark.

So ging es Jahr auf Jahr. Die Kollegen gewöhnten sich daran, in ihm einen Schwerkranken zu sehen; der Vorsteher bedauerte ihn, und die Verwaltung, der er diente, gab ihm alljährlich in Anbetracht seiner Not eine Unterstützung.

Mit dem Alter pflegen sich selbst bei sonst gesunden Menschen allerhand Beschwerden und Gebrechen einzustellen, wiewieweher wird daher einer, der nie gesund gewesen ist, von ihnen befallen werden und unter ihnen zu leiden haben. Kanzlist Weise wußte ein Lied davon zu singen; es war kein hohes Lied Salomonis, sondern ein Klagehied Jeremias. Obgleich er erst siebenundvierzig Jahre zählte, hatte ihm doch das Leben schon so mitgespielt, daß er völlig müde und matt war.

„Sie glauben gar nicht, wie das Gefühl niederdrückt, nie auf einen grünen Zweig kommen zu können“, sagte er zu den Kollegen. „Nein, ein verheirateter Beamter ist etwas Unnatürliches. Nun hat man sich dreißig Jahre lang gequält, und was hat man erreicht? Nichts! Ich sehe, wo ich gestanden habe, als ich jung und rüstig mit siebzehn Jahren in den Dienst eintrat. Naht bin ich zur Welt gekommen und naht gehe ich wieder von ihnen, und meine Familie wird in den dürrigsten Verhältnissen zurückbleiben.“

Jahr auf Jahr war vergangen, und das neue sah den Kanzlisten Weise stets weniger im Dienst als das vorhergehende; wie oft war er mehr krank als dienstfähig. Da rückte denn langsam das Gespenst heran, das Weise mehr fürchtete als den Tod: die Verlesung in den Ruhestand.

Schon im Vorjahre war die Anfrage gekommen, jetzt kam sie wieder. Weise jammerte: „Nun hab' ich das Höchstegeholt; die

Pension wird etwa zwei Drittel betragen — wie soll ich da auskommen? Aber ich muß! Ich sehe selbst ein, daß der Staat mir meine geringe Tätigkeit unmöglich noch mit dem vollen Gehalt lohnen kann. Er hat viel Geduld mit mir gehabt. Viel Geduld! Einmal muß es damit zu Ende gehen, ich füge mich.“

Am 1. Oktober 1883 wurde Kanzlist Weise pensioniert. Er lebte fortan nur noch seiner Gesundheit, ging viel im Freien spazieren, kaufte Grundstücke und baute Lauben und verkaufte nach Jahr und Tag die Parzellen wieder.

Wenn man ihn traf, ging es ihm schlecht. Ein pensionierter Beamter mit Familie — Frau und einer erwachsenen Tochter — könne eben weiter nichts tun als sich durchhängern.

Im heurigen Januar ist er — nahezu dreißig Jahre nach seiner Pensionierung — gestorben. Arm wie er in den Dienst getreten war, trat er aus dem Ruhestand.

Sein Schwiegerjohn kaufte für das seiner Frau zugefallene „kleine Erbe“ ein vierstöckiges Haus für einhundertachtzigtausend Mark und zahlte die Hälfte gleich bar an.

Dem Kanzlisten Weise ging's immer schlecht; seinen Erben geht's gut.

Ein Kapitel für die Schüchternen.

Von Gertrud Westphal. (Nachdruck verboten.)

Anna, die stille, fleißige, und Frida, die heitere, selbstbewußte, waren vor einem halben Jahre eingesehnet worden und hatten sich der kaufmännischen Laufbahn zugewandt. Beide hatten die Kurse in einer Handelsschule zur Zufriedenheit ihrer Lehrer absolviert. Anna hatte stets vorzügliche Arbeiten geliefert, war aber während der Stunden ziemlich schweigsam gewesen, während Frida auf jede Frage eine Antwort, wenn auch nicht immer eine richtige, bereit hatte und dadurch leicht den Anschein erweckte, mit allem vertraut zu sein. Nun bemühten sich die beiden Freundinnen, eine Stellung zu finden. Manches saubere Bewerbungsschreiben wanderte, von tausend Hoffnungen begleitet, in den Briefkasten, und ebensooft wurde die Hoffnung der Schreiberinnen enttäuscht. Dit genug ließ Anna beim Abfassen der Effekten mühslos die Feder sinken und seufzte: „Ich finde ja doch nichts. Ich bin noch zu jung und verstehe nichts Besonderes.“

Frida hingegen lachte zuversichtlich: „Was Tausenden glückt, wird uns doch auch glücken. Wir sind beide nicht dümmer als die andern. Es gilt nur, nicht den Mut zu verlieren.“

Endlich traf's sich eines Tages, daß beide Mädchen von derselben Firma aufgefordert wurden, sich vorzustellen, und zwar Anna zu einer früheren Zeit als Frida, so daß sie anscheinend die Bevorzugte war. Das große Ereignis wurde eifrig zwischen den Mädchen besprochen. Frida war selbstlos genug, der Freundin den Vorrang zu gönnen, und sie verabredeten, daß beide aufeinander warten und sich das Ergebnis der Unterredungen mitteilen wollten.

Nun saßen beide nebeneinander in der Elektrischen. Anna konnte kaum sprechen. Die Erregung nahm ihr den Atem. Tausend Fragen drängten beängstigend ein: Wem würde sie gegenüber treten? Was würde man von ihr verlangen? Würde sie eine etwaige Prüfung bestehen? „Du, ich glaube, ich kann keine Silbe steno graphieren, wenn mir diktiert wird“, flüsterte sie ihrer Freundin zu.

„Aber Anna“, ermahnte diese, „warst doch in der Schule stets die Beste. Da hätte ich schon eher Grund, ängstlich zu sein.“

Als Anna die Tür mit dem Firmenschild gefunden hatte, klopfte sie erst noch ein paar Minuten wartend davor, um ihr wild klopfendes Herz zur Ruhe zu bringen. Sollte sie klingeln? Nein, sie klopfte leise an. — Keiner öffnete. Sie klopfte stärker.

Gilge Schritte kamen über den Korridor, ein Lehrling machte eine Türspalte auf und musterte mit dreisten Blicken die Türrückstehende, die kaum vernehmlich die auswendig gelernten Worte, ob sie vielleicht Herrn J. sprechen könnte, murmelte.

„Ach so, Sie kommen wegen der Stelle; dann kommen Sie man rein“, meinte großmütig der junge Mensch. Sein unverschämtes Auftreten hatte Anna noch mehr eingeschüchtert, und als sie nach einer Viertelstunde in das Zimmer des Prinzipals geführt wurde, war ihr tatsächlich alles schwarz vor den Augen und sie hörte kaum seine Aufforderung, Platz zu nehmen und ihre Zeugnisse vorzulegen.

Ihre Unbeholfenheit berührte den Herrn peinlich, und ihre stockenden unsicheren Antworten erweckten in ihm den Eindruck, daß es mit ihren Kenntnissen wohl nicht weit her sein könne. „Nennen Sie auf der Hammond-Maschine schreiben?“ fragte er in kaltem, geschäftsmäßigem Ton. Anna machte ein betroffenes Gesicht.

Sie kannte verschiedene Systeme, aber dieses war ihr fremd. „Nein“, sagte sie verlegen.

„Nun, dann tut es mir leid“, erwiderte Herr J., sich erhebend und gab Anna durch ein Zeichen zu verstehen, daß er die Unterredung für beendet ansehe.

Wie Anna an jenem Vormittag aus dem großen Geschäftshaus heraus und in das verabredete Café zu ihrer Freundin gekommen war, wußte sie später nicht mehr.

Frida sah sofort an Annas eifriger Blässe, daß die Sache wohl nicht glänzend abgelaufen war. „Mädel, Mädel, du hast dich ins Bockshorn jagen lassen“, meinte sie kyp schüttelnd, als Anna von dem großen Mißerfolge berichtete. „Nun werde ich mal mein Heil versuchen.“

Vor der Tür zog Frida energisch an der Messingklingel. Wieder kam der Lehrling öf-fnen. Frida zeigte ein reserviertes Gesicht und sagte in bestimmtem Tone: „Ich wünsche Herrn F. zu sprechen.“

„Bitte sehr, Fräulein“, sagte der Lehrling ohne jede weitere Bemerkung. Die Unterredung zwischen dem jungen Mädchen und dem Prinzipal spielte sich in der Hauptsache ebenso ab, nur mit dem Unterschiede, daß dem energischen Geschäftsmann sofort das sichere Auftreten und die selbstbewußte Haltung des jungen Mädchens imponierte. Frida wußte auf seine Fragen geschickt zu antworten und ohne Prahlerei ihre Kenntnisse in das rechte Licht zu setzen. Bei der Frage, ob sie auf der betreffenden Maschine schreiben könne, zeigte sie keine Spur von Verwirrung, sondern versetzte sehr zuversichtlich: „Allerdings habe ich auf diesem System noch nicht geschrieben, aber es würde mir sicher eine Kleinigkeit sein, mich in ein paar Stunden einzuarbeiten.“

Als Frida die Tür hinter sich schloß, hatte sie einen Kontrakt mit günstigen Bedingungen in der Tasche.

„Aber du kannst doch auch nicht auf der Hammond-Maschine schreiben?“ fragte Anna interessiert die Zurückkehrende. „Natürlich nicht, aber ich wußte den Herrn zu überzeugen, daß ich mich in ein paar Stunden hineinfinden würde“, war Fridas prompte Antwort. „München, München“, meinte sie mit der Überlegenheit der vom Glück mehr Begünstigten, „ich glaube, du hast dir heute selbst dein Glück verschertzt. Eigentlich kannst du doch mehr als ich, aber du traust dir nichts zu. Du hast sicherlich wie ein gescholtener Schulbube vor Herrn F. gestanden und nicht den Mund aufgetan. Courage muß man haben, Rückgrat, Selbstvertrauen“, schloß sie burleskos ihre philosophische Betrachtung. „Anderes kommt man heutzutage nicht mehr vorwärts.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

Anna versuchte, aus dieser bitteren Erfahrung Nutzen zu ziehen, wenn sie auch bei ihren weiteren Stellungsbewerbungen nicht gerade Fridas selbstsicheres Wesen zeigte, sondern eine angemessene Bescheidenheit zur Schau trug, so gelang es ihr doch allmählich, wenigstens der übergroßen Schüchternheit und Mutlosigkeit Herr zu werden. Ein Professor, der eine Sekretärin suchte, fand an dem stillen, bescheidenen Mädchen Gefallen und engagierte sie. Auf einen Platz gestellt, wo sie ihre Fähigkeiten und Kenntnisse voll und ganz verwerten konnte, erstarbte auch bald ihr Selbstvertrauen. Als Annas jüngere Schwester später ebenfalls einen kaufmännischen Posten suchte, ermunterte sie Anna. „Vor allen Dingen, Märchen, mußt du Vertrauen zu dir selbst haben. Die Leute schätzen dich so ein, wie du dich selbst einschätzt. Du brauchst nicht anmaßend und hochfahrend zu sein, du mußt nur Mut und Selbstvertrauen haben, dann wird's schon werden.“

wurde dem Räte in Zwickau aufgegeben, den Meistern des dortigen Fleischerhandwerks zu befehlen, „sich mit der Kuh- oder Schenhaut gerüstet gegen Leipzig zu begeben und allda im fürstlichen Belagerer Kurzweil damit zu treiben.“

Künstler und Fürst.

Von Hermann Vorken-Hagen. (Nachdruck verboten.)

Künstler haben gegenüber den Fürsten nicht selten die schwere Aufgabe, die Kunst zu verteidigen. So erging es auch dem berühmten Komponisten und Violinisten Spohr, der von 1822 bis 1859 Hofkapellmeister in Kassel war. Der Kurfürst von Hessen liebte nämlich leichte, oberflächliche Musik, gegen die sich Spohr edles Selbstgefühl sowie seine künstlerische Überzeugungskreuz sträubten. Er hielt immer auf ein gebiegenes, klassisches Opernrepertoire, das nicht selten vom Kurfürsten verworfen wurde.

So kam es, daß Spohr nur mit Mühe und List, oft auch nur durch den Einfluß anderer die Ausführung einer wirklich guten Oper durchsetzen konnte.

Als Spohr wieder einmal auf den kurfürstlichen Kunstgeschmack Rücksicht nehmen mußte, ließ er eine Bellinische Oper leichten Schlages auführen. Danach ließ ihn der Kurfürst in seine Loge rufen und sagte zu ihm: „Das war eine ganz hübsche Aufführung. Aber wenn Sie immer mit Ihrem langweiligen ‚Fidelio‘ und ähnlichem Zeug kommen, so erregt das unsere höchste Unzufriedenheit. Sehen Sie nicht ein, daß diese Bellinische Oper hundertmal besser ist, wie Ihr schwerfälliger Beethovencher ‚Fidelio‘?“

„Durchlaucht werden mir,“ antwortete Spohr, „einige entschuldigende Worte gestatten. Wir Musiker haben wie andere Beamte auch unsere Dienstpragmatik. Man nennt dies die Urteile der Musikgeschichte. In dieser letzteren wird ‚Fidelio‘ als eine weit bedeutendere Oper angesehen, als die heute gegebene. Wir untergeordneten Beamten der Musikgeschichte müssen uns deren Urteil unterwerfen. Souveräne Fürsten aber haben ja das Recht, die Dienstpragmatik umgestalten zu lassen. Wenn Durchlaucht also befehlen, so ist Bellini um vieles bedeutender wie Beethoven.“

Der Kurfürst nickte befriedigt, da ihm die feine Ironie in Spohrs Worten entgangen war. Gnädig entließ er seinen Hofkapellmeister und sagte nachher zu seiner Umgebung: „Der Spohr ist doch vernünftiger wie ich geglaubt hätte.“

Sezierbild.



Wo ist „Sie“?

deren Urteil unterwerfen. Souveräne Fürsten aber haben ja das Recht, die Dienstpragmatik umgestalten zu lassen. Wenn Durchlaucht also befehlen, so ist Bellini um vieles bedeutender wie Beethoven.“

Der Kurfürst nickte befriedigt, da ihm die feine Ironie in Spohrs Worten entgangen war. Gnädig entließ er seinen Hofkapellmeister und sagte nachher zu seiner Umgebung: „Der Spohr ist doch vernünftiger wie ich geglaubt hätte.“

Unsere Bilder

Die Quelle des Hinterrheins. Wenn wir von dem malerischen Dorfe Splügen im Rheinwald, der obersten Talstufe des Hinterrheintales, der Fernharnischstraße folgen, fallen uns bald zwei Gipfel mit riesigen Farnfeldern auf: Es sind dies das Rheinwaldhorn und das Rheinquellhorn. Nach Hinterrhein, der obersten Ortshälfte im genannten Tal, führen Spuren eines Fußweges rechts von der Straße ab, dem jungen Rhein entlang, der Weg in die Zapportklubhütte des „Schweizerischen Alpenklubs“. Sie wird auf ziemlich schlechtem Weg in etwa vier Stunden erreicht. Sie liegt in einer großartigen Gegend. Einige hundert Meter unter ihr, an Füsse von steilen Felswänden und jähen Geröllhalden, windet sich der brausende Bach durch die sogenannte „Hölle“. Ein Chaos von übereinander gehobenen und verzweigten Gneissplatten, das feinesgleichen Inat! Auf der rechten Talseite etwas weiter oben liegt das „Paradies“. Eine bittere Ironie! Moränenrutsch des Zapportgletschers mit armerlicher Vegetation. Vom Rheinwaldhorn herunter stiegt der Paradiesgletscher, dessen hohem Gletscherort ein ungefähr zwei Meter breiter Bach entspringt, schäumend und brausend, wie wenn er sich freute, dem dunklen Gefängnis entkommen zu sein. Gwig klar nennt der Romane den Hinterrhein. Täglich ist seine Quelle schön kristallhell, auch bei Regenfällen trübt sich der Fluß kaum nennenswert. Die Gipfel der ganzen Gruppe sind mit Ausnahme des Zapporthornes leicht zu besteigen, wenn die Verhältnisse normale sind. Der leistungsfähige Sommer brachte mit seinen Unmengen von Reuschene außerordentliche und unvorhergesehene Hindernisse. Leider wird die Gegend von Touristen sehr wenig besucht, trotzdem das Rheinwaldhorn mit einer herrlichen Aussicht die Aufregungen lohnt. Ungehindert schneit das Auge vom Monte Viso südwärts zum Comersee bis in die österreichischen Alpen. In einer Tiefe von ungefähr zweitausend Metern liegt das Meniolet, in dem man auf eine kurze Strecke zusammengedrängt sämtliche Vegetationsstufen zwischen Saimegrenze und Edelkastanie erblickt. (G. B.)

fürstliche Fastnachtslustbarkeit in Zwickau 1516.

Herzog Johann von Sachsen, Bruder von Friedrich dem Weisen, hielt sein Hoflager im Winter 1517/18 zu Zwickau. Alle Tage gab es da mehr oder weniger Bankette, Turniere und andere Hoffeste. Namentlich wurde auch in den Fasten Komödie gespielt. Man führte den „Cunuch“ des Terenz auf, versteht sich, lateinisch, und in den Zwischenakten legte man zwei Farcen ein. In der einen zankten sich sieben Weiber um einen Mann, in der zweiten freuten sich sieben Bauernknechte um eine Magd, „und in dies alles zierlich und wohl abgegangen,“ meldeten die Zwickauer Annalen. Besonders aber gefiel es, als 22 Fleischer, in gleichförmiger Kleidung, einen verkleideten und vermunimten Mann auf einer Kuhhaut in die Höhe warfen und wieder aufhängen. Weiter hatten sich 18 Leute als Störche maskiert und lagen auf dem Markte Nüsse auf, die von einem Vorüberfahrenden ausgestreut wurden. Das Pellen der Fleischer muß aber vorzüglich gefallen haben: denn 1561, unter dem 22. August,

Das große Geheimnis.

Mutter, ich will dir leise was sagen,
Leise und heimlich, du darfst nicht lachen!
Wir woll'n dem Vater ein Ständchen bringen.
Ich werd' ein Geburtstagslied ihm singen,
Der Wilhelm bläst auf seiner Trompete
Und Friedel spielt dazu die Flöte.
Wir tun schon fleißig in Stille üben,
Wenn der Vater sitzt beim Nachbar drübe.
Meinst nicht, er wird sich riesig freuen,
Kriegt er ein Ständchen von uns dreien?
Kußt's aber, bitte, nicht verraten,
Dann wißt du auch dazu geladen.

H. Walter.

Einweihung des neuen Saugener Stadtmuseums. Vor kurzem wurde in Saugene das neue Stadtmuseum, ein Werk des Stadtbaurats Göhre, mit feierlichem Weiheakt der Öffentlichkeit übergeben. Nach der Einweihungsfeier erfolgte ein Rundgang durch das Museum, der die Reichhaltigkeit und Vielfältigkeit dieses heimatlichen Stadt- und Provinz-Museums, von dem Kunsthistoriker Dr. Koch eingerichtet, erkennen ließ.

Raymond Poincaré, der neue Präsident von Frankreich, ist im Jahre 1860 in Bar-le-duc im Departement Meuse (Lothringen) geboren, steht also im 53. Lebensjahre. Er studierte Jura, übte einige Jahre die Advokatur in Paris aus, war fünf Jahre Journalist, wurde Kabinettschef des Ackerbau-Ministers Develle und wurde im Jahr 1887 von seinem Heimatdepartement Meuse in die Kammer gewählt. Im Jahr 1893 wurde er Unterrichtsminister, 1894 Finanzminister, 1895 wieder Unterrichtsminister und 1906 erneut Finanzminister. Im Januar 1912 übernahm der erprobte Staatsmann nach dem Abtritt Cailleur das Ministerpräsidentium.

Ein philanthropisches Werk. Ein Philanthrop namens Tiris hatte bei seinem Tode der Stadt Bordeaux eine Summe von zwei Millionen zur Errichtung einer schwimmenden Speisehalle hinterlassen, die nun dieser Tage eingeweiht worden ist. — In dieser schwimmenden Speisehalle werden die alten Arbeiter und Invaliden beiderlei Geschlechter gratis beköstet.

Das neue Rathaus in Frankfurt an der Oder. Das alte historische Rathaus, das Frankfurt a. O. besitzt, genügt seit langem nicht mehr den städtischen Anforderungen, und es wurde beschlossen, die an das alte Rathaus angrenzenden Häuserreihen niederzureißen und an deren Stelle einen neuen Neubau zu errichten. Auf unserem Bilde können wir den neuen Teil des Rathauses gut erkennen und er paßt sich, wenn auch immerhin modern gehalten, gut dem historischen Charakter des alten Rathauses an. Der Entwurf zu dem Neubau stammt von dem Architekten Fritz Bayer, Berlin, und die Einweihung wird in feierlicher Weise im Frühjahr 1913 vor sich gehen.

nehmen zu lassen. Bald erschien ein solcher, nahm an dem für ihn bestimmten Auerl Platz, und das gute Diner und der treffliche Wein versetzten die Teilnehmer bald in die heiterste Stimmung. Nach beendeter Tafel fragte der Hausherr den Dienstmann, was er für seine Bemühungen verlange. „Meine Herren,“ versetzte das schlaue Berliner Kind, „ich habe acht Gänge gemacht (soweit zählte das Diner), und wenn ich für den Gang fünfundsiebzig Pfennige rechne, so wird das wohl nicht zu viel sein!“ — Diese originelle Idee erregte so viel Heiterkeit, daß die Gesellschaft beschloß, fünfzig Pfennig für den Gang zu bezahlen. Leichtler und Angenehmer hat wohl noch nie ein Dienstmann seinen Lohn verdient. M. S.

Gemeinnütziges

Puffertuchen aus Buchweizenmehl. 5 Eiertassen durchgeseihtes Buchweizenmehl und 5 Tassen heißes Wasser, 5 Eßlöffel saure Sahne, 40 g aufgelöste Hefe, etwas Salz. Die Masse wird gut gerührt und zuletzt mit 150 g gereinigten Korintheln vermischt. Der Teig wird tüchtig geschlagen, muß dann ausgehen und wird in einer gut gebutterten Form gebacken. Nach Belieben kann man etwas Muskat hinzusetzen.

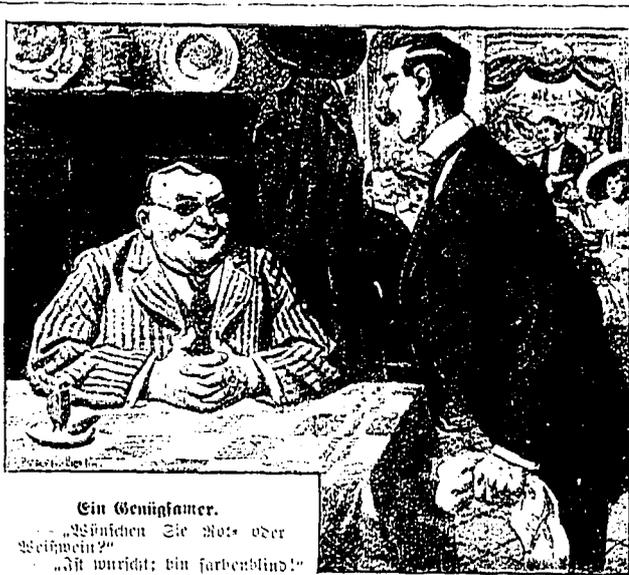
Unter den Zunderarten zeichnet sich durch ihre Zartheit besonders Moersheims Nieren-Erbie aus, wenn auch ihre Form, die etwas unregelmäßig ist, den Berufsgärtner nicht befriedigt. Für den Gartenfreund ist sie aber um so geeigneter.

Drainage bei toderem Erdbreich. Müssen Drainröhren durch lockeren Boden geführt werden, so legt man sie auf kleine Bretchen oder auf eine Lage grobes Geröll von etwa 10 cm Dicke. — Nach vorrichtigem Aufwühlen der Erde und gleichmäßiger Andäufung liegen die Röhren ebenso sicher wie in festem Erdbreich.

Schneeglöckchen können auch im Zimmer zur Blüte gebracht werden. Zirkel 14 Tage nach Beginn des Treibens kommen die Blüten hervor. Der beste Platz der Topfe ist zwischen den Doppelfenster des Wohnzimmers, dem großer Wärmebedarf es zur Treiberei nicht. Etwas Sonne darf nicht fehlen.

Gefochte Speisen, die aufbewahrt werden sollen, müssen erst voll kommen auskühlen, ehe man sie zubereitet, damit kein Schwaden unter dem Deckel sich festsetzt und in Tropfen herabfällt.

Meezfütterung. Wenn wir Meez füttern, der noch nicht in Blüte ist, müssen wir denselben entweder mit Haferstroh oder Gras vermengen, um das Wähen der Tiere zu vermeiden. Gutes Haferstroh hat bekanntlich den Nährwert mittelguten Henes. Die Tiere werden dasselbe gerne mit dem saftigen Jungmlee verzehren, zum mindesten aber lebteren nicht so gierig und schnell aufnehmen, als wenn wir ihn allein für sich verabreichen. Immerhin sollte der Mollsee nicht vor der Blüte gemäht werden, denn erst in der Blüte ist er am nahrhaftesten und am wenigsten gefährlich. Mollsee für Pferde ist außerst vorteilhaft und von diätetischer Wirkung für die Tiere. Während man ihn regelmäßig für das Rindvieh schneiden sollte, legen wir den Meez den Pferden besser lang vor. Er ist eines unserer vornehmsten Futtermittel. S. Waga



Ein Gemütsamer.
„Wünschen Sie No. oder Reichwein?“
„Nicht würdich; bin farbenblind!“

Allerlei

Natürliche Folge. „Wie geht es dem den Lehmanns, die sich kürzlich verheiratet haben? Die wollten sich ja vor Liebe immer aufessen.“ — „Sie haben sich gegenseitig schon im Magen.“

Der leere Geldschrank. „Böhm so eilig?“ — „Eben fällt mir ein, daß ich den Geldschrank offen stehen ließ, und mein zukünftiger Schwiegersohn ist oben allein im Zimmer!“ — „Trauen Sie dem nicht?“ — „Absolut nicht; wenn der hineinsteht, hebt er morgen die Verlobung auf!“

Er kennt sie. A.: „Na, hat denn deine Frau den Verkehr mit ihrer Freundin abgebrochen? Du wünschtest den doch nicht!“ — B.: „Nein, noch nicht; ich glaube aber, es dauert nicht mehr lange, denn sie küssen sich schon, wenn sie sich sehen!“

Vom alten Blücher. Als Blücher noch Leutnant war, wurde er durch einen Hinterschuß verwundet. Die Wundärzte, die damals noch viel mit dem Messer arbeiteten, unterzuchten die Wunde, und nachdem sie sich untereinander beraten hatten, fingen sie an zu schneiden. — Blücher ließ es ruhig geschehen. Nachdem die Operation eine halbe Stunde gedauert, die Wunde immer größer wurde und die Ärzte kopfschüttelnd immer weiter schnitten, fragte Blücher endlich, was denn daraus wohl werden solle? — „Nun,“ entgegnete ein Arzt wichtig und die blutriesende Pinzette in der Hand, „wir suchen ja doch die Kugel.“ — „Die Kugel?“ fragte Blücher, „warum sagen Sie das nicht gleich? Die Kugel habe ich längst in meiner Tasche.“ — Er hatte sie bereits vor der Operation selbst herausgedrückt. Z.

Ein spekulativer Kopf. Professor S. in Berlin gab seinen Freunden ein Diner, aber anstatt der geladenen vierzehn Personen erschienen nur zwölf, so daß es mit dem Gastgeber insgesamt dreizehn waren. „Meine Herren!“ redete vor der Tafel der Professor seine Gäste an, „ich bin ein alter Mann und keineswegs abergläubisch. Wer es ist mir um Ihre Willen peinlich, daß wir dreizehn Personen sind; weggehen darf niemand, also bitte ich um Vorzückel, wie dem abzuhelfen sei.“ — Sogleich rief man einen Dienstmann zu rufen und diesen als vierzehnten an der Tafel teil-

Panogramm.

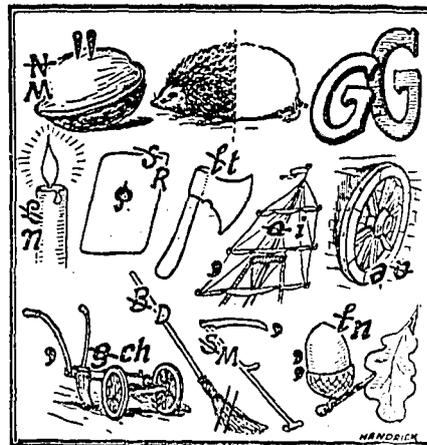
Ich sch' mit B am Meerstrand,
Und mit dem L im Märchenland.
Julius Fald.

Stufen-Rätsel.

A	A	B	B	D
M	M	O	O	
R	R	R		
S	T			
T				

Die sich entsprechenden 5 horizontalen und 4 vertikalen Buchstaben in vorstehender Figur bezeichnen je: 1) Ein G., 2) Eine Gattung, 3) Ein Wesentel, 4) Ein afrikanischer Fluß, 5) Ein Laut.
Julius Fald

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer:

Heerl. Ansel.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.